Ohne Fisch keine Fischer

Dem Hering in der Ostsee geht es schlecht. Klimawandel und Überfischung gefährden die Bestände, die EU erlässt daher immer strengere Fangquoten. Während sie für Naturschützer zu spät kommen, bangen die Ostseefischer um ihre Existenz. Viele geben auf. Andere haben sich zusammengetan, um sich mit Fischdosen zu retten

TEXT: RIKE UHLENKAMP / FOTOS: SASCHA MONTAG



Fischer Steffen Schnorrenberg beim Einholen des Fangs. Die Stellnetzfischerei in der Ostsee hat eine lange Tradition. Doch weil die Heringsbestände immer weiter schrumpfen, droht auch diesem Handwerk das Aus

Als Steffen Schnorrenberg den Motor seines Schiffes stoppt, klettert die Sonne gerade über den Horizont, wirft rote und gelbe Schleier in den Himmel über der Ostsee. Eine Stunde zuvor, um kurz nach fünf Uhr, war die Besatzung der „Anna Lena“ im Hafen von Barhöft aufgebrochen. Nun blicken die Männer gespannt auf die dunkle Wasseroberfläche. Kapitän Schnorrenberg, rote Bäckchen, Dreitagebart, tritt aus der Brücke an Deck. Er trägt eine Wollmütze, schwere gelbe Ölkleidung, seine Füße stecken in Gummistiefeln. Mit seiner rechten Hand dreht er an einem kleinen Rad. Quietschend zieht eine Winde die Netze an Deck, die Schnorrenberg einen Tag zuvor hier im Meeresarm zwischen Rügen und Festland aufgestellt hat.

Bald sieht man darin die ersten Heringe zappeln. Nach und nach füllt sich der Boden des Kutters mit den silbern glänzenden Fischleibern. Am Ende des Törns werden er und seine zwei Gehilfen knapp ein Sechstel seiner gesamten Heringsquote für das Jahr 2021 an Bord haben. 7,2 Tonnen betrug sie für ihn mit seinen vier Fischerbooten. „2016 durfte ich noch 170 Tonnen einholen“, brummt Schnorrenberg und zieht ein weiteres Netz über die Reling an Deck.

Vom Brotfisch zum Sorgenkind

Dem Heringsbestand in der westlichen Ostsee geht es schlecht. Für 2022 hat der EU-Fischereiministerrat die Fangquote daher nun noch drastischer eingekürzt. Nach den neuen Regelungen darf der Hering in der westlichen Ostsee mit Schleppnetzen nicht mehr gezielt gefischt werden, lediglich als Beifang sind 435 Tonnen für deutsche Fischer erlaubt. Auch vom Dorsch ist nur eine geringe Menge als Beifang gestattet. Die einstigen „Brotfische“ der Fischer, die ihnen jahrzehntelang als Haupteinnahmequellen dienten, sind jetzt für sie so gut wie tabu. Die deutsche Ostseefischerei ist in eine tiefe Krise gestürzt.

So verschwinden nicht nur die Fische, sondern auch die Fischerinnen und Fischer: Immer mehr geben auf oder gehen in Rente. An Nachwuchs mangelt es überall. In Mecklenburg-Vorpommern und Schleswig-Holstein gibt es heute etwa 400 Berufsfischer. Anfang der 1990er Jahre waren es noch mehr als 1300. Nach der Bekanntmachung der neuen Quoten im Oktober hat der Landesverband der Kutter- und Küstenfischer in Mecklenburg-Vorpommern sein Ende beschlossen. Es lohne sich wirtschaftlich nicht mehr. „Im nächsten Jahr werden viele weitere Fischerinnen und Fischer aufgeben müssen“, befürchtet Claus Ubl, Sprecher des Deutschen Fischerei-Verbandes. „Für die kleinen Familienbetriebe ist das eine Katastrophe.“

Doch was sind die Gründe dafür, dass es dem Hering in der westlichen Ostsee so schlecht geht? „Die Fischerei ist der Haupttreiber des Problems. Die Bestände wurden über Jahrzehnte radikal über- ›

fischt“, sagt Stella Nemecky. „Und nun kommt die Klimakrise noch dazu.“ Für die Fischereiexpertin des WWF ist selbst die jüngste Entscheidung der EU noch zu lasch, trotz erheblicher Verbesserung im Vergleich zu vorangegangenen Jahren. „Es ist ein Spiel mit dem Feuer.“ Selbst Fischarten wie die Sprotte, denen es in der Ostsee eigentlich gut gehe, können im Grunde nicht mehr nachhaltig gefischt werden, da das, was zusätzlich ins Netz geht, derart überfischt ist.

Christopher Zimmermann hingegen, Leiter des Rostocker Thünen-Instituts für Ostseefischerei, sieht die Verantwortlichkeiten genau anders herum. Für ihn sind nicht primär die Fischer die Ursache für den schrumpfenden Heringsbestand, sondern vor allem der Klimawandel. Heringe wandern. Im Sommer leben sie in den weiter nördlich gelegenen Meeresgebieten Kattegat und Skagerrak und in der östlichen Nordsee zwischen Dänemark, Schweden und Norwegen. Im Öresund überwintern sie, bevor sie gegen Ende des Winters zurück zur deutschen Ostseeküste schwimmen. Dort warten sie auf ihr natürliches Signal zum Laichen: die frühjährlich steigenden Wassertemperaturen. Ist es so weit, legen die Fische ihre Eier in flache Gewässer, hauptsächlich im Greifswalder Bodden, ab und kleben sie dort an Wasserpflanzen.

Nach etwa drei Wochen schlüpfen aus ihnen winzige, nur Millimeter große Larven, die sich wenige Tage aus ihrem Dottersack, einer Art Nahrungsrucksack, versorgen. Danach brauchen sie sofort etwas zu essen. „Sonst sterben sie. 24 Stunden ohne Nahrung reichen“, erklärt Zimmermann. Die Heringslarven ernähren sich von Kleinstkrebslarven, die etwa zur selben Zeit wie sie schlüpfen. Eigentlich ein abgestimmtes System. Doch es ist durcheinandergeraten.

Heringslarven schlüpfen zu früh

„Uns fehlen die kalten Winter. Daher legen die Heringe ihre Eier zeitiger im Jahr ab“, sagt Zimmermann. Diese entwickeln sich in dem wärmeren Wasser außerdem schneller, der Dottersack wird rascher aufgebraucht. In Summe sind die hungrigen Fischlarven bis zu drei Wochen früher dran als noch vor 30 Jahren. Die Krebse hingegen bilden ihre Larven nur, wenn sie ihrerseits genügend zu fressen haben: Algen, deren Wachstum sich am Stand der Frühjahrssonne orientiert. „Der ist logischerweise gleichgeblieben.“ Heringslarven und Krebslarven verpassen sich und der Heringsnachwuchs verhungert, zu Millionen. Der Bestand dezimiert sich quasi von selbst. „Hier sehen wir schon heute, wie der Klimawandel tief in ein Ökosystem eingreift“, sagt Zimmermann.

In einem Punkt gibt der Forscher der WWF-Expertin allerdings recht. Schon seit 15 Jahren sind die Zahlen des westlichen Herings durch die Nachkommens-



Im Morgengrauen sticht die Crew der „Anna Lena“ in See. An Bord merkt man nichts davon, dass der Hering inzwischen ein knappes Gut ist: Bald ist der Boden des Kutters mit schuppigen Fischleibern bedeckt





Die Sache mit der Quote

2013 einigten sich die EU-Gremien auf eine gemeinsame Fischereireform, um der zunehmenden Überfischung der Meere Einhalt zu gebieten und die Fischbestände durch ein verbindliches Regelwerk zu managen. Die Fangquoten, also die erlaubten Fangmengen für einzelne Arten, variieren je nach Meeresregion und der dortigen Situation. Auf Basis von Empfehlungen des Internationalen Rats für Meeresforschung (ICES) oder des Wissenschafts-, Technik-und Wirtschaftsausschusses für die Fischerei (STECF) legt die EU-Fischereikommission die zulässige Gesamtfangmenge (Total Allowable Catch, TAC) für eine Region fest. Dabei folgt sie dem Konzept des maximalen nachhaltigen Ertrags (Maximum Sustainable Yield, MSY). Über einen Verteilungsschlüssel wird diese erlaubte Höchstmenge dann auf die Länder umgelegt. Die wissenschaftlichen Daten zur Bestandsentwicklung sind dabei nur eine von mehreren Grundlagen. Ziel der Verhandlungen ist es, sowohl dem Umweltschutz als auch den wirtschaftlichen Interessen aller beteiligten Staaten gerecht zu werden; dazu gehören etwa im Fall des Nordostatlantiks auch Nicht-EU-Staaten. So fischen beispielsweise Boote aus Deutschland, Norwegen und dem Vereinigten Königreich in den gleichen Gebieten und jedes Land will für seine Fischer das Beste herausholen. Der Brexit hat die Verhandlungssituation nochmals erschwert, da nun gesonderte Einigungen nötig sind, ob Großbritannien den Europäern weiter in gleichem Maße Zugang zu seinen Fischgründen gewährt. Haben sich die Minister und Ministerinnen dann auf verbindliche Quoten geeinigt, müsste deren Einhaltung streng kontrolliert werden, damit sie wirksam werden. Genau darin aber liegt ein großes Problem: Stichproben finden zu selten statt und die Strafen sind gering. Hier fordern Umweltverbände dringend Nachbesserungen.

problematik unter die biologisch sichere Grenze gefallen, unterhalb derer die Wahrscheinlichkeit für schlechte Nachwuchsjahrgänge steigt. Wird solch ein schrumpfender Bestand weiter stark befischt, holt man also mehr Fisch aus dem Wasser, als nachwachsen kann, spricht man von Überfischung. Warum eine Population unter diese kritische Schwelle fällt, ist oft nicht eindeutig zu klären – beim Hering der westlichen Ostsee brauchte man für die Erkenntnis 15 Jahre, beim Ostsee-Dorsch ist man sich bis heute nicht sicher. Die Konsequenz aber ist immer die gleiche: „Selbst wenn die Fischerei nicht Schuld ist an der Misere, führt kein Weg daran vorbei, die Fangquoten zu senken“, sagt Zimmermann. „Das ist die einzige Stellschraube, die der Mensch hat, damit sich der Bestand zügig erholen kann.“ Doch bisher habe die Politik nicht schnell und ausreichend genug reduziert. Den harten Schritt einer fast vollständigen Schließung der Heringsfischerei habe die Wissenschaft bereits 2019 empfohlen.



»Es führt kein Weg daran vorbei, die Fangquoten zu senken«

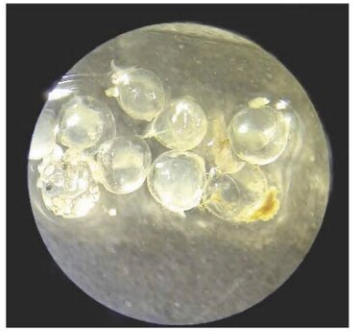
Christopher Zimmermann, Leiter des Thünen-Instituts

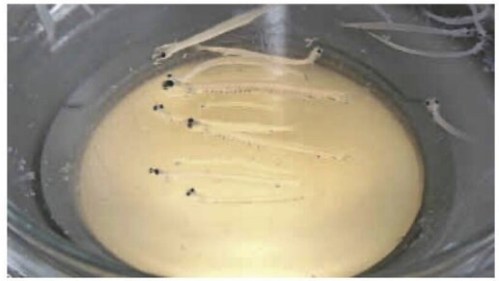
Das Thünen-Institut misst, neben anderen Forschungseinrichtungen in Dänemark und Schweden, jährlich die Fischbestände der Ostsee, auch die der Heringe. Auf Grundlage von Daten aus der Fischerei, eigener Proben, aus Larvenstudien und akustischen Unterwassermessungen, bei denen über Echolot Heringsschwärme untersucht werden, errechnen Zimmermann und seine Kollegen, wie viele Fische welcher Größe und welchen Alters in dem Binnenmeer schwimmen, und berechnen, wie hoch die Fangquote für eine nachhaltige Fischerei sein dürfte. Zimmermann sitzt im Internationalen Rat für Meeresforschung (ICES), welcher dem EU-Fischereiministerrat Empfehlungen ausspricht, der schließlich die Fangquoten festlegt.

Auf den Messungen des Thünen-Instituts kann also das Schicksal der Fischer beruhen. Daher sind diese nicht besonders gut auf die Rostocker Wissenschaftler zu sprechen. Sie glauben nicht, dass der Bestand der Heringe zurückgegangen ist, und werfen der Forschung vor, sie würde die Bestände nicht korrekt ermitteln.

Die Fronten zwischen Wissenschaftlern, Naturschützern, Politik und Fischerei scheinen verhärtet. Doch zuletzt waren sie sich an einer Stelle ungewöhnlich einig: bei der ungerechten und sinnlosen Festlegung der Fangquoten für ein und denselben Bestand. Während die Fangquote für Hering in der westlichen Ostsee zwischen 2017 und 2021 um 94 Prozent eingekürzt wurde, konnten Fischer an anderer Stelle davon weitaus größere Mengen aus der See nehmen. Im Skagerrak und Kattegat wurde die Quote von der EU-Kommission zur gleichen Zeit nur um 57 Prozent eingekürzt. „Was für eine perverse Situation: Einerseits wurde zu viel gefischt, als dass sich der Bestand ›

Porträt Zimmermann: Annemarie Schütz / Thünen-Institut







Am Thünen-Institut wird untersucht, warum Heringe immer weniger Nachwuchs haben. Die Fische legen ihre Eier (o. l.) ab, wenn das Wasser warm genug ist. Doch weil dies immer früher im Jahr passiert, finden die Larven (o. r.) nach dem Schlüpfen nicht genug zu fressen und verhungern

Metern Länge, die wie Schnorrenberg mit passivem Fanggerät, also Stellnetzen, arbeiten, dürfen 2022 noch gezielt Hering fischen. „Die Quote wurde aber erneut halbiert, sie ist lächerlich klein“, sagt er.

Das Ende einer Tradition?

Schnorrenberg stammt aus einer Fischerfamilie. Als Kind ging er oft mit seinem Großvater an Bord, half, wo er konnte. Von ihm übernahm er auch seinen ersten Kutter. „Zu sehen, wie mein Opa mit der Fischerei aufhörte, da es gesundheitlich nicht mehr ging, war sehr traurig“, erinnert sich der 50-Jährige, der zusammen mit seiner Frau und zwei seiner drei Kinder auf Hiddensee lebt. Auf der Insel, einst stark von Landwirtschaft und Fischerei geprägt, hat sich wie an zahlreichen anderen Orten an der Ostsee die Fischereigenossenschaft mittlerweile aufgelöst. Im Hafen von Vitte gibt es nun keine gemeinsame Kühlhalle mehr, keine Möglichkeit, den gefangenen Fisch auszunehmen, zu wiegen, die Fischwannen zu reinigen. Auch der kleine Verkaufsraum wurde geschlossen. Nicht nur die Ostseefischer stecken mitten in einem Strukturwandel, auch auf die angehängte Infrastruktur haben die schrumpfenden Bestände und die Fangquote ihre Wirkung.

»Die Fischer an der Ostseeküste mussten lange die Zeche zahlen«

Claus Ubl, Sprecher des Deutschen Fischerei-Verbandes

Am lukrativsten ist es noch immer, den Fisch direkt von der Schiffskante an den Endverbraucher zu verkaufen. Beim Hering sei das aber schon immer schwierig gewesen, erklärt Schnorrenberg „Den fischen wir im Frühjahr. Dann gibt es hier aber kaum Touristen.“ Zusammen mit einigen anderen Stellnetzfischern von Hiddensee hat er deshalb 2016 den Verein „Hiddenseer Kutterfischer“ gegründet und ein Projekt gestartet, mit dem sie ihren Hering über das ganze Jahr selbst vermarkten und von dem er nun hofft, dass es ihn auch über die nächsten Jahre retten könnte: Ihr Hering wird, veredelt in vier Geschmacksrichtungen, in Konserven verkauft.

Doch zuletzt kamen ausnahmsweise hoffnungsvolle Neuigkeiten aus Brüssel: zunächst einmal für die Fische, langfristig auch für die Fischer. Nach Jahren des Zierens haben sich die EU-Fischereiminister und -ministerinnen zusammen mit dem Vertreter aus Norwegen im Dezember durchgerungen, auch im Kattegat und Skagerrak die Quoten für Hering für 2022 drastisch zu senken. Cem Özdemir, gerade wenige Tage als Landwirtschafts-, Agrar- und Fischereiminister im Amt, lobte die Entscheidung. „Zum allerersten Mal hat der Bestand des westlichen Herings überhaupt wieder die Chance, sich zu regenerieren“, freut sich auch Zimmermann. Das werde aber sicher einige Jahre dauern.

Bis dahin muss auch Steffen Schnorrenberg lernen, mit der Situation umzugehen. Immerhin ist er von dem De-facto-Fangstopp der EU für die westliche Ostsee ausgenommen. Fischer mit Booten unter zwölf erholen konnte, und andererseits wurden die Fangquoten für unsere Fischerei so weit reduziert, dass sie nicht mehr überleben kann“, sagt Christopher Zimmermann. „Die Fischer an der deutschen Ostseeküste mussten lange die Zeche für diese Entscheidung zahlen“, kritisiert Claus Ubl vom Fischerei-Verband.

Ausgedacht hat sich das Mathias Schilling. Der 40-Jährige lebt mit Frau und zwei Töchtern auf Öhe, nur einen Steinwurf von Rügen entfernt. Auf der 75 Hektar großen Insel, die seit 700 Jahren im Besitz seiner Familie ist, betreibt er Landwirtschaft, züchtet Rinder und Schnucken. Sie grasen auf den Salzwiesen des Eilands. Das eigene Biofleisch verkauft er als Burger, Steak oder Currywurst in dem Gasthof, den er seit mehr als zehn Jahren direkt gegenüber seiner Insel im Örtchen Schaprode führt. Außerdem in zwei Restaurants auf Hiddensee und, zu Wurst verarbeitet, im eigenen Hofladen.

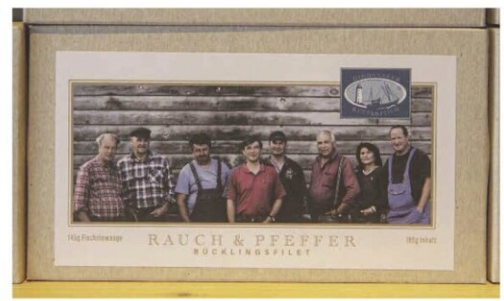
Fisch in bunten Büchsen

Über die Gastronomie kam Schilling auch mit den Fischern in Kontakt. Er kaufte bei ihnen den Fisch für sein Gasthaus. Er sah ihre harte Arbeit und fasste den Entschluss, sich mit ihnen zusammenzutun. Auch um dafür zu sorgen, dass ihr Fisch in der Region verarbeitet wird und gleichzeitig etwas für den Erhalt der traditionellen Stellnetzfischerei an der Ostseeküste zu tun. Für die Dosen hat sich Schilling aus Spanien und Frankreich inspirieren lassen, wo sich Sardinen, Makrelen, Thunfisch oder Muscheln in bunten Büchsen schon lange gut verkaufen.

Doch die Fischer von der Idee der Fischkonserven zu begeistern, war damals gar nicht einfach. „Fischer sind schon besonders“, sagt Schilling. Viele Abende und Gespräche im Gasthaus vergingen. „Am Ende überzeugte sie, dass sie bei mir für den Fisch mehr bekommen“, sagt Schilling und schmunzelt. Einen Euro pro Kilogramm, statt die marktüblichen 40 bis 50 Cent. Ihr Fisch wird dann zu einer Konservenfabrik in Stralsund gebracht, dort zu Räucherhering in Öl oder mit Pfeffer, zu Heringsfilet mit Senf und Dill oder eingelegt in Tomatensauce verarbeitet und in die Dosen gefüllt. Viele der weiteren Zutaten stammen dabei ebenfalls aus der Region. Die Etiketten der Dosen kleben Mitarbeitende einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung in Bergen auf Rügen. Am Ende stehen die Dosen in Schillings Fischhaus in Schaprode oder in einem Konservenladen in Vitte auf Hiddensee im Regal oder die Kunden bestellen sich den Fisch im Internet. Auch bundesweit haben einige Feinkostläden die Büchsen in ihr Sortiment übernommen. Zwischen 4,50 und knapp sechs Euro kostet eine Dose, je nachdem, wo man sie ersteht. 20 Cent des Gewinns gehen an den Verein der Fischer für seinen Erhalt sowie Organisation und Öffentlichkeitsarbeit.

„Zu Beginn haben wir die Idee belächelt, heute ist es im Grunde unser letzter Strohhalm“, sagt Schnorrenberg. Er hofft, dass er und seine Kollegen trotz der geringen Quote die 20 Tonnen zusammenbekommen, die es braucht, um genügend Dosen zu befüllen, damit sich das Projekt weiterträgt. Mittlerweile helfen auch Fischerkollegen aus Freest und anderen Ostseegemeinden.

Mathias Schilling will an dem Projekt festhalten. „Solange Steffen und die anderen weiter dabei ›



Der Verein „Hiddenseer Kutterfischer“ verkauft Heringskonserven (o.) in vier Geschmacksrichtungen in einem Laden auf Hiddensee (u.) und übers Internet. Gründer Mathias Schilling (l.) will den Fischern so zu mehr sicheren Einnahmen verhelfen





Fotos oben links: Annemarie Schüütz / Thüünen-Institut (2), F. Hecker / blickwinkel





An Land werden die Heringe aus den Netzen gepult. Einzelne werden direkt von Bord verkauft, die meisten aber für den Weitertransport in große Kisten geladen

sind, gebe ich nicht auf“, beteuert er. Schilling wollte dem Hering mit den Konservendosen zu mehr Aufmerksamkeit und Wertschätzung verhelfen. Allein dass der lokal gefischte Fisch nun seltener zu bekommen ist, macht ihn heute zur knappen Delikatesse, für die der Kunde auch mehr bezahlen würde, glaubt Schilling. Er überlegt, ob man den Preis der Dosen noch etwas anheben könne. Dann würden auch die Fischer ein wenig mehr an ihrem Fisch verdienen. Das wäre gut für Steffen Schnorrenberg.

Doch die gesamte Ostseefischerei lässt sich mit den Konserven nicht halten. Und selbst wenn sich der westliche Hering durch die nun überall geltende geringe Fangquote in einigen Jahren erholen sollte, wird er wohl nicht mehr die Bestandsgröße erreichen wie einst. Denn der Klimawandel bleibt. Und auch andere Stressoren wie die Eutrophierung, also die Überdüngung der Ostsee durch die Landwirtschaft, bedrohen den Hering langfristig. „Ich gehe davon aus, dass selbst der regenerierte Bestand nur noch halb so produktiv ist wie vor 30 Jahren“, sagt Zimmermann. „Das bedeutet aber zehnmal mehr Heringsfänge als 2021.“

Abwrackprämien und Alternativen

Viele Fischer und Fischerinnen werden aufhören oder das Fischen nur noch als Nebenerwerb ausüben. „Leider gibt es viele bürokratische Hürden, wenn jemand zum Beispiel touristische Fahrten anbieten möchte“, moniert Claus Ubl vom Deutschen Fischerei-Verband. Auch die Bedingungen für Abwrackprämien für Kutter, die gerade in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern eingeführt werden, müssten überarbeitet werden, so der Verbandssprecher. Stilllegezahlungen, mit denen die Fischer für eine Fangpause entschädigt werden, würden darauf angerechnet werden. „Durch die teure Verschrottung bleibt dann nicht genügend Geld übrig und der Fischer muss im Extremfall draufzahlen“, erklärt Ubl.

Doch einige Fischer werden die nächsten Jahre überstehen und Steffen Schnorrenberg möchte einer von ihnen sein. Als die „Anna Lena“ am späten Vormittag wieder in das Hafenbecken von Barhöft einläuft, warten auf ihn und seine Crew bereits weitere Helfer. In mühsamer Handarbeit pulen die Männer die Heringe aus den Netzen. Ihre Gesichter, die Kleidung, der Boden sind übersäht von silbrigen Schuppen. Die meiste Zeit schweigen die Männer. Nur als ein alter Bekannter eine Tüte Fisch kauft und sich nach seinem Befinden erkundigt, kommt Schnorrenberg ins Schimpfen. Er meckert über die Fangquoten, die EU, die Politik, die Wissenschaft, über Robben, die seine Netze leerfressen. Über die schreiende Ungerechtigkeit. Aber er spricht auch über Hoffnung. Sein zwölfjähriger Sohn möchte einmal seine Nachfolge antreten, begleitet seinen Vater in den Schulferien regelmäßig auf Fangtouren. Und obwohl er ihm den Beruf eigentlich nicht empfehlen kann, macht der Wunsch Schnorrenberg stolz. Für ihn steht fest: So lange es irgendwie geht, wird er weiter fischen. „Ich liebe meinen Beruf und kann und will nichts anderes“, sagt er. „Und irgendwann muss es wieder aufwärts gehen.“ Für ihn und die Fische. ■



Rike Uhlenkamp

war froh, dass bei der Ausfahrt alles gut lief. Denn gleich zu Beginn wurde sie auf einen Aberglaube unter Seemännern hingewiesen: Frauen an Bord bringen Unglück.

Nicht auf dem Holzweg

In Rumänien, in den Karpaten, findet sich eines der letzten Urwaldgebiete Europas. Doch es schwindet mit jedem Jahr. Ranger und Biologinnen, Umweltschützer und Politiker kämpfen gegen den illegalen Kahlschlag. Und träumen vom größten Nationalpark Europas

TEXT: ISABEL STETTIN / FOTOS: SASCHA MONTAG



In den rumänischen Karpaten trifft man auf endlose, unbesiedelte Wälder-Weiten – und ein paar schön gelegene Unterschlüpfe wie die Bunea-Wildbeobachtungshütte am Pecineagu-See. Vor einer anderen Hütte, auf dem Berg Comisu, zeigt sich Wisentkuh Damine (r.)

Damine ist erstarrt. Reglos steht sie in der Abenddämmerung, halb verborgen von Bäumen. Stumm blickt sie zu den kleinen Fenstern der Schutzhütte auf dem Berg Comisu, mitten im rumänischen Făgăraş-Gebirge. Es hat den Anschein, als beobachte sie die drei Menschen, die mit Ferngläsern hinter den Panoramafenstern der Hütte stehen.

Damine ist frisch eingebürgert, in jenem Moment fremdelt sie noch ein wenig mit der neuen Heimat. Die Wisentkuh stammt aus einem Gehege in Springe bei Hannover. Ihr neues Zuhause ist die weite Wildnis Transsilvaniens. Und dort fühlt sie sich einsam. „Vielleicht sucht sie deshalb die Nähe zu uns, weil sie zu den anderen ausgewilderten Wisenten den Anschluss verloren hat“, sagt Simona Bordea. „Vermutlich hat sie gekalbt und ihre Artgenossen darum verlassen.“ Bordea ist ein Kind der Karpaten, für die Stiftung „Fundaţia Conservation Carpathia“ (FCC) arbeitet sie als Tourismusmanagerin und Wanderführerin, begleitet Besucher aus aller Welt in die rumänische Natur, in ihre geliebten Berge. Jetzt schießt sie mit ihrem Smartphone Fotos von der Wisentdame, die mittlerweile zu grasen begonnen hat. Bordea hält dabei fast den Atem an, um die mächtige Kuh nicht zu erschrecken und zu vertreiben. In der kleinen Hütte prasselt ein Feuer, knistert und wärmt die durchnässten Wanderschuhe, die Jacken, die an den Balken hängen.

Als es Nacht geworden und Damine im dichten Wald verschwunden ist, schiebt der Vollmond sich zwischen dunklen Wolken hervor. Sterne: nicht zu sehen. Der transsilvanische Nebel hat sie verschluckt. Aus dem Wald klingen dumpfe Geräusche, brunftige Rothirsche, die in der Ferne sehnsüchtig röhren. Ohne den Schutz ihrer Herde teilt sich Damine den Wald mit ihnen, mit Wölfen und Luchsen. Ringsherum in den Wäldern streifen Braunbären, die sich meist gut verstecken. Ihre Tatzen hinterlassen im Schlamm unverkennbare Spuren. Hier, wo sich Schauergeschichten um den Grafen Dracula ranken, erstreckt sich der größte Buchen-Urwald Europas.

»Dass der wahre Schatz unser Wald ist, sehen viele nicht«

Mihai Zotta, Fundaţia Conservation Carpathia

Am nächsten Tag führt Simona Bordea durch ihr wildes Paradies: „Willkommen in meinem Märchenwald!“ Sie erzählt, wie sie als Kind zwischen den Bäumen und auf den Bergen Zuflucht suchte, stundenlang durch die Natur wanderte. Sie zeigt auf einen Haufen am Boden: „Eindeutig von einem Braunbären – der offenbar Pilze und Blaubeeren gefressen hat.“ Sie lacht. Schließlich bleibt sie an einer uralten Buche stehen, fährt mit der Hand sanft über die Rinde. „Wenn ich daran denke, was diese Bäume alles miterlebt haben, seit wie vielen Hundert Jahren sie hier stehen … Alles hängt hier mit allem zusammen. Die wuchtigen Riesen sind über Pilznetzwerke miteinander verbunden, kommunizieren und kooperieren.“



Dracula-Stimmung: nächtliche Aussicht von der Schutzhütte auf dem Berg Comisu







Wanderführerin Simona Bordea fühlt sich der Natur des Făgăraş-Gebirges verbunden. Braunbären erkennt sie an deren Haufen (o. l.). Für den Fall, dass ihr mal ein Bär zu nahe kommen sollte, trägt sie immer ein Abwehrspray bei sich (l.)

Waidwunder Wunderwald

Bilden die Buchen, Fichten und Eichen auf den ersten Blick einen gesunden, undurchdringlichen Wald, klaffen doch überall mehr und mehr Lücken. Ein waidwunder Wunderwald. Holzfirmen sehen in ihm: Bretter, Bauholz und Möbel – auch für den deutschen Markt. Oft wird das Urwaldholz auch einfach nur verbrannt. Mit jedem gefallenen Baum schrumpft der Lebensraum für die Bären, die Wölfe und Luchse. In seinem Geländewagen brettert Mihai Zotta über die schlammigen Pisten durch den Wald. Der Kollege von Simona Bordea, Technischer Direktor der FCC, führt zu einer Stelle, wo der Wald bereits weichen musste. Er ist ein großer Mann, die Mütze hat er tief über seine Glatze gezogen. Sorgenvoll blickt er auf ein trostloses, von Nebelschwaden eingerahmtes Gewimmel aus Baumstümpfen – nur wenige Kilometer entfernt von der Wildnishütte. „Die uralten Buchen mit morschem Kern lassen sich kaum verarbeiten“, sagt Zotta. „Aus ihnen wird Brennholz. Der ökologische Wert hingegen ist unbezahlbar. Dass der wahre Schatz unser Wald ist, das sehen viele nicht.“ Früher hat Zotta in Deutschland als Holzfäller gearbeitet. Heute betreut er ein großes Wiederaufforstungsprojekt, führt zu jungen Baumwinzlingen. Knapp drei Millionen Bäume haben sie gepflanzt.

Als 1989 der rumänische Diktator Nicolae Ceauşescu gestürzt wurde, fiel auch das pseudokommunistische System. Mehr als 20 000 Quadratkilometer Land, die bis dahin dem Staat gehört hatten, wurden seitdem an Privatpersonen zurückgegeben, an die ursprünglichen Besitzer oder deren Nachkommen. Viele dieser Eigentümer hätten ihr Land schnell zu Geld gemacht, erzählt Zotta. Außerhalb wie innerhalb von Schutzgebieten verkauften sie den Wald an rumänische Holzeinschlagsfirmen oder internationale Investmentfonds. Mit jedem legal gefällten Baum verliert der rumänische Wald auch mindestens einen illegalen, so offenbart es die nationale Forstinventur.

Schätzungsweise 3000 Quadratkilometer urtümliche Waldgebiete existieren noch in Europa – ›





Rund 2000 Quadratkilometer unberührte Wälder gibt es noch in Rumänien (l.). Doch klaffen darin immer mehr Lücken, wie hier unweit des Pecineagu-Sees

eine Fläche etwas größer als das Saarland. Schätzungsweise zwei Drittel davon liegen in Rumänien. Doch Satellitenbilder, ausgewertet von Greenpeace, zeigen, dass das Land jedes Jahr rund 280 Quadratkilometer Wald verliert, das entspricht etwa der Stadtfläche von München. Fast die Hälfte dieser Kahlschläge liegt laut Greenpeace in Gebieten, die unter besonderem Schutz stehen: in Nationalparks und Naturschutzgebieten, auf Flächen, die zum Unesco-Weltnaturerbe zählen und zum Natura-2000-Netzwerk, einem EU-Projekt für gefährdete Lebensräume und Arten. Seit 1999 sollen mindestens 1100 Quadratkilometer des rumänischen Urwalds verlorengegangen sein. Das berichten die Umweltorganisationen Agent Green und Euronatur in ihrem Bericht „Failing our Last Great Forests".

Einst Holzfäller, jetzt Waldschützer: Mihai Zotta von der Fundația Conservation Carpathia



Die rumänische Regierung leugnet das Problem längst nicht mehr. Geändert hat sich bislang dennoch nichts. Im Februar 2020 hat die Europäische Kommission darum ein Vertragsverletzungsverfahren gegen Rumänien eingeleitet. „Die illegalen Einschläge gehen allerdings unvermindert weiter", kritisiert die Politikerin Viola von Cramon, die für die Grünen im EU-Parlament sitzt. Sie verbrachte im Sommer 2020 mehrere Wochen in den rumänischen Karpaten, um sich ein Bild zu machen. „Bei den Sägewerken stapeln sich die Stämme großer und alter Bäume. Jeden Tag rollen die Lastwagen auf die Werksgelände, beladen mit Tonnen von Holz – häufig auch aus Gebieten, in denen schon lange kein Einschlag mehr stattfinden dürfte", sagt sie. Schneisen für den Holzeinschlag und den Abtransport haben tiefe Spuren hinterlassen.

Von Cramon und weitere 83 Abgeordnete des Europäischen Parlaments haben in einem dringenden Appell die Kommission zu einem sofortigen Einschreiten aufgefordert. Aufhören müsse auch, dass Personen, die sich für den Schutz der Wälder in Rumänien einsetzen, mit Einschüchterungen, Drohungen und Gewalt zu leben haben. Das Vertragsverletzungsverfahren der EU-Kommission läuft noch immer, doch momentan geht wenig voran, bemängelt Jana Ballenthien, Waldreferentin der Umweltschutzorganisation Robin Wood.

»Die illegalen Einschläge gehen unvermindert weiter«

Viola von Cramon, EU-Parlamentarierin der Grünen

Alibimaßnahmen für die EU

Bisher lasse sich die EU-Kommission von der rumänischen Regierung mit ein paar Alibimaßnahmen abspeisen, so Ballenthien. „Wenn sie sich tatsächlich damit zufrieden gibt, dann wäre dies ein eklatantes Beispiel dafür, dass selbst Europa mit seinem wichtigsten Naturschutzwerkzeug, dem EU-weiten Natura-2000-Netzwerk, daran scheitert, die wertvollsten unter den Wäldern der Union zu schützen." Der Einfluss der rumänischen Holzmafia, sagt FCC-Direktor Mihai Zotta, erstrecke sich bis in die höchsten Behörden, Förster und Politiker mischten mit. Sowohl Rumäniens Antikorruptionsbehörde als auch die Antimafiabehörde ermittelt.

Aktivisten kämpfen seit Jahren gegen den Waldraub, oft unter Lebensgefahr. Der WWF sowie rumänische Umweltorganisationen und Stiftungen bemühen sich um den Schutz der Wälder. „Der flächendeckende Holzeinschlag verursacht riesige Schäden an diesen gerade auch im Kampf gegen den Klimawandel so wichtigen Ökosystemen", sagt Christoph Promberger. Ursprünglich als Wolfsforscher landeten er und seine jetzige Ehefrau in den Karpaten, untersuchten gemeinsam das Verhalten der Rudel. Sie verliebten sich in die schroffe Landschaft, in die endlosen Wiesen und Wälder – und ineinander. Heute betreibt das Paar in Siebenbürgen einen Pferdehof, hält auch ein paar Schweine. Im Garten der beiden wachsen Kürbisse und Kartoffeln, Brombeeren, allerlei Kräuter. Der Hof wirft genug zum Leben ab für die Familie – auch dank ihrer Gäste, die zum Reiturlaub in diesen naturreichen, menschenarmen rumänischen Landstrich kommen.

Der Wildbiologe und seine Ehefrau Barbara waren es, die 2009 die „Fundația Conservation Carpathia" gründeten. Sie leiten sie bis heute. „Zurück zum Ursprung, Natur Natur sein lassen", das sei die Vision der Stiftung, sagt Christoph Promberger. Zu diesem Zweck treibt sie eines der ambitioniertesten europäischen Naturschutzprojekte in den Karpaten voran, kauft Wälder, um sie vor illegalem Holzeinschlag und Wilderei zu schützen. Bislang mehr als 250 Quadratkilometer stehen unter Schutz, werden teils wiederaufgeforstet. Weitere 300 Quadratkilometer werden von Rangern der Stiftung überwacht.

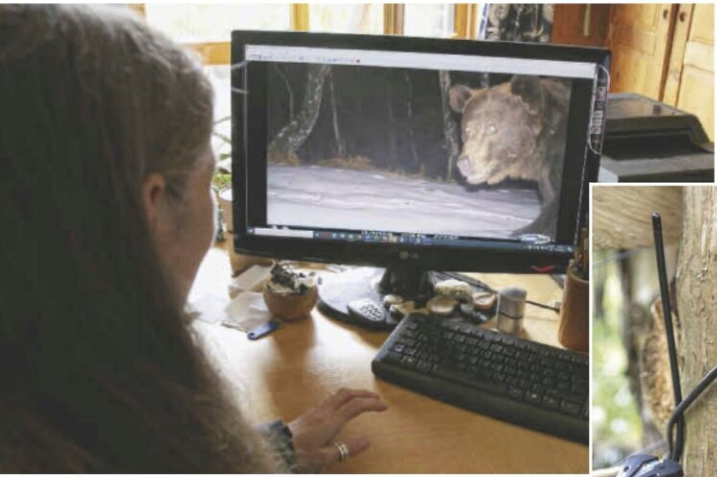
Einzigartige biologische Vielfalt

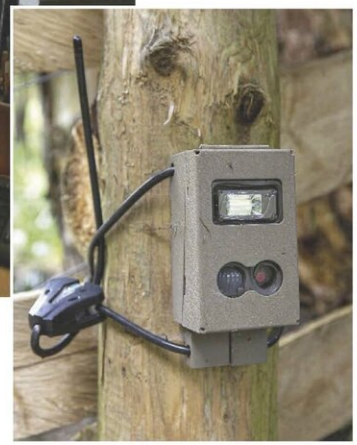
Ein Netzwerk aus Sponsoren und Mäzenen fördert die Arbeit der FCC, darunter die EU, der Schweizer Unternehmer Hansjörg Wyss und Firmen wie Jack Wolfskin. Prince Charles, einen bekennenden Rumänien-Fan, haben die Prombergers zum Essen getroffen. Mit mehreren Hundert Landbesitzern haben sie sich bisher geeinigt, führten unzählige Gespräche mit Landwirten, mit Bürgermeistern. „Wir haben hier eine einzigartige biologische Vielfalt, die es so kaum mehr gibt", sagt Christoph Promberger. „Rumänien zählt zwar zu den ärmsten Ländern Europas, in Sachen Artenvielfalt aber ist es eines der reichsten."

Schritt für Schritt, Baum für Baum wollen die Prombergers einen Traum wahr machen: Gemeinsam mit den angrenzenden Făgăraș- und Leaota-Bergen soll in Zukunft der größte Wald-Nationalpark ›



Barbara und Christoph Promberger setzen sich zusammen mit weiteren Naturschützern dafür ein, dass in Rumänien Europas größter Wald-Nationalpark entsteht





In die Falle gegangen: Die Prombergers haben eine Reihe von Fotofallen aufgestellt, um die Waldbewohner in der Nähe ihres Hofes im Blick zu behalten

Europas entstehen, ein Schutzgebiet von mehr als 250 000 Hektar: zehn Mal so groß wie der Nationalpark Bayerischer Wald in der Heimat von Christoph Promberger. Die Prombergers sind überzeugt: Wenn die Menschen merken, dass sie mit und in ihrem Wald besser leben können als vom Holzverkauf, gibt es Hoffnung. Und wer hierher kommt, mehr über das Ökosystem lernt, Tiere in ihrer natürlichen Umgebung beobachtet, denkt danach anders über die Natur.

Seltener Bärenbesuch

Barbara Promberger ist verantwortlich für das Wildtiermanagement. Sie forscht zum Verhalten der Luchse und Bären. Immer wieder gibt es „Problembären", die den Dorfbewohnern zu nahe kommen. Neben dem Hof der Prombergers fressen Bären sich ab und an durch die Maisfelder – und kehren irgendwann zurück in die Wälder. Einmal erwischten sie einen Braunbären mit seinem Jungen, als die beiden ein Schwein aus dem Stall fraßen.

Doch Vorfälle wie diese sind selten. „Wir untersuchen dann Haare der Bären, das Erbgut, um zurückverfolgen zu können, ob es sich um uns bereits bekannte Tiere handelt", sagt Barbara Promberger. Es gebe beispielsweise einen Bären, der komme einmal im Jahr aus den Tiefen des Waldes, um sich etwa vier Wochen lang immer wieder im Dorf durchzufressen – und dann wieder im Wald zu verschwinden. Begegnungen wie diese liefern wichtige Erkenntnisse mit Blick auf die Konflikte zwischen Landwirten, Jägern und Naturschützern. Was in Deutschland der Wolf, ist in Rumänien der Bär: von den einen geliebt und geschützt, von den anderen verdammt und mitunter gejagt.

Barbara Promberger hat auch die Auswilderung der Wisente im Blick, „unsere Landschaftsarchitekten", wie sie die majestätischen Tiere nennt. Für den Wald leisten sie wertvolle Dienste: „Sie fressen Gestrüpp, halten Lichtungen frei." Das erhöhe die Pflanzenvielfalt – und die wiederum bringe neue Insekten. Und auch nach dem Essen fördern Wisente die Artenvielfalt: „Von ihrem Dung ernähren sich allein 20 verschiedene Sorten von Mistkäfern."

Die Aufgabe, die sich die Prombergers sowie ihre Mitstreiterinnen und Mitstreiter gestellt haben, ist fast ehrfurchteinflößend groß. Doch auch die Hoffnung bekommt immer wieder Wachstumsschübe. So wurden in Europas größtem Wald-Nationalpark, der bisher nur in den Träumen und Plänen einiger Naturverbundener existiert, zuletzt weitere 18 Wisente aus Gehegen in Rumänien, Deutschland, den Niederlanden, Schweden und England ausgewildert.

Das kommt auch der einst einsamen Wisentkuh auf dem Berg Comisu zugute. Damine ist inzwischen Teil einer neuen Herde. ■



Isabel Stettin

und Sascha Montag sichteten zwar keine leibhaftigen Bären. Doch auch so wirkten die magischen Eindrücke aus den Karpaten noch lange nach.